

Detlev Schöttker „Die Archive des Chronisten“

Umdeutung eines Umstrittenen?

Von Helmut Böttiger

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 26.04.2025

Selbst 27 Jahren nach seinem Tod gibt Ernst Jünger noch Anlass zu literaturwissenschaftlichen Arbeiten. Die Verquickung von politischer und literarischer Wirkung über ein ganzes Jahrhundert hinweg, verlangt immer wieder nach Deutungen und Umdeutungen von Werk und Person. Eine neue Monografie stellt das „chronistische“, anti-subjektive Schreiben in den Mittelpunkt – und vernachlässigt dabei andere Aspekte.

Ernst Jünger lebt davon, immer noch umstritten zu sein. Der 1998 im Alter von 102 Jahren gestorbene Schriftsteller ist einer der wenigen, die man der intellektuellen Rechten zuordnen kann, und gilt deshalb für diese als ein außerordentlicher Repräsentant des 20. Jahrhunderts.

Aber er zieht unverkennbar auch weitere Kreise: Zu seinem 100. Geburtstag im Jahr 1995 reisten Bundespräsident und Bundeskanzler gleichermaßen an. Der Stahlhelm-Mann und Käfersammler aus dem Forsthaus im oberschwäbischen Wilflingen verkörpert etwas ganz Eigenes.

Detlev Schöttker ist ein Literaturwissenschaftler, der sich in den letzten Jahren stark um Ernst Jünger bemüht hat. Seine Monographie „Die Archive des Chronisten“ fällt dadurch auf, dass sie Jünger gar nicht erst problematisiert, sondern seinen Status als Jahrhundertautor schlicht voraussetzt.

Detlev Schöttker

Die Archive des Chronisten Ernst Jüngers Werke und Korrespondenzen

Wallstein Verlag 2025

356 Seiten, 36 Euro

Jüngers Privatarchiv als Quelle für „chronistisches Schreiben“

Im Vordergrund steht das Archiv, das Jünger Zeit seines Lebens erstellt hat, und das sämtliche Normen sprengt. Zentral sind dabei die systematisch geschriebenen Tagebücher und Korrespondenzen. Schöttker schätzt, dass es sich um etwa 130.000 Schreiben von mehr als 5.000 Verfassern handelt und macht dieses Material zum Ausgangspunkt eines „dokumentarisch-chronistischen Projekts zu Leben, Werk und Zeit“.

Das „Chronistische“ ist Dreh- und Angelpunkt, denn Jüngers Ideal sei die chronistische Geschichtsschreibung des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit gewesen: abseits des bürgerlichen Individuums und seiner subjektiven Gefühle, die Haltung eines distanzierten Weltdeuters.

Das Buch „In Stahlgewittern“, mit dem Jünger nach 1918 schlagartig berühmt wurde, handelt genau davon: vom Zusammenschmelzen des Individuums „zu einem großen, begeisterten Körper“, dem Volkskörper.

Sollte Jünger kein Wegbereiter des Nationalsozialismus gewesen sein?

Die geläufigen Zuschreibungen Ernst Jüngers als einer der Wegbereiter des Nationalsozialismus wischt Schöttker von vornherein beiseite. Das Wort „Nationalismus“ hat bei ihm einen geradezu neutralen, sachlichen Charakter. Jüngers Form des „Nationalismus“ und des „heroischen Realismus“ habe mit der NSDAP nichts zu tun gehabt. Ihm sei es sowieso um Überzeitlichkeit gegangen, er nahm den Blick des „Mannes im Mond“ in Anspruch. Darüber könnte man lange streiten.

Jünger als der große, kühle, unabhängige und unbeteiligte Einzelne: Dafür führt Schöttker reichlich Zitate an. So habe, schreibt Jünger, der deutsche Soldat im Schützengraben eine „aufs allerletzte überspannte Energie“ gezeigt, „rätselhaft und großartig“ wie „der Ausdruck mancher Köpfe der Antike oder der Renaissance“. Mit Cäsarenschnitt und römischer Büstenhaltung präsentierte die deutsche Post Jünger dann auch auf der Sonderbriefmarke zum 100. Geburtstag.

Verachtung der Masse ist auch Verachtung der Demokratie

Dass Jünger mit seiner Verachtung der Masse und des grölenden Volks den Nationalsozialismus wie die parlamentarische Demokratie gleichermaßen meinte, thematisiert Schöttker nicht. Jüngers größter Feind ist der austauschbare, feige „Bürger“ (der bei ihm übrigens auch auffällige Schnittmengen mit „den Juden“ hat).

Von daher ist die kritiklose Einordnung Jüngers als „Widerstandskämpfer“ viel zu eindimensional. Schöttker führt etliche Belege dafür an, dass Jünger eine große Rezeption und Bewunderung gerade auch von Nicht-Rechten und im Ausland erfahren habe.

Bei genauerem Hinsehen relativiert sich dabei aber etliches, etwa die Bewunderung des erst siebzehnjährigen Jorge Luis Borges. Auch die Parallelisierung mit Walter Benjamin – so verblüffend ein, zwei Gedankengänge sind – kann nicht überzeugen, schon allein der höchst unterschiedlichen Sprache und Stilistik wegen.

Überhaupt scheitern all solche Vereinnahmungsversuche bei Jünger spätestens an seinem schwülstig-pathetischen Stil, auch wenn er sich selbst als mannhaft-soldatisch-kalt inszenierte. Es finden sich in Schöttkers Buch viele einschlägige Beispiele. Eine der folgenreichsten Analysen des soldatischen Mannes bei Jünger, Klaus Theweleits „Männerphantasien“, taucht bei Schöttker gar nicht erst auf.

Das Distanzierte an Jünger fehlt seinem Jünger

Interessant ist die Faszination, die Ernst Jünger auf Intellektuelle in der DDR ausgeübt hat, namentlich auf Heiner Müller. Wieder ist der Kern die Abkehr vom bürgerlichen Individuum, sowie der Malstrom der Geschichte, der unbeeinflussbar vom Einzelnen schicksalhaft waltet.

Hier wäre man mitten in äußerst gegenwärtigen Problemstellungen, die aber keineswegs aufgezeigt werden. Zum Schluss bleibt vor allem ein Eindruck: Etwas mehr von der Distanz,

die Schöttker an Jünger hervorhebt und feiert, hätte dem Autor selbst im Umgang mit seinem Gegenstand gut getan.